Bunte Zeitung.

* **Ueber die Eheschließungen in Ungarn** im 17. Jahrhundert hielt in der ungarischen Akademie in Pest Aladar Ballagi dieser Tage einen Vortrag, dem wir folgende Mittheilungen entnehmen. In den höheren Kreisen kam der Grundsatz der Erhaltung des Geschlechts und des Vermögens vorzugsweise zur Geltung. Zahlreiche Beispiele beweisen, daß die beiden für einander ausersehenen geheirsamen Geschöpfe sich unbedingt dem Willen der Eltern fügten, auch ohne einander noch gesehen zu haben. Die sonst übliche Brautschau aber hatte kaum einen anderen Zweck, als den, daß die einander zugedachten jungen Leute, welche in der Regel sich bei dieser Gelegenheit zum ersten male begegneten, wenigstens einige Worte wechseln konnten, ehe sie den Bund für's ganze Leben schlossen. Nach der Brautschau sendet die Familie des Jünglings gewöhnlich ein angesehenes Mitglied als Brautwerber zu der Familie des Mädchens. Im Falle eines günstig ausfallenden Bescheides wird dann der Zeitpunkt der „Handreichung" oder Verlobung durch den Ringwechsel festgesetzt, bei welcher Gelegenheit der Priester die Verlobten vermählt, die von da an Ehegenossen sind, aber noch nicht zusammen leben. Die Braut bleibt nach der „Handreichung" noch eine geraume Zeit, zuweilen noch bis zu zwei Jahren lang, daheim, und ist Frau im Mädchenstande. Der Bräutigam und seine Verwandten setzen endlich den Hochzeitstag fest. Die Hochzeit wird in allen Ständen mit möglichster Pracht vollzogen. Den Neuvermählten werden hierdurch große Kosten auferlegt, so daß z. B. dem reichen Grafen Nikolaus Bethlen nach seiner Hochzeit nicht mehr als 25 Gulden übrig blieben. Die Gäste erscheinen mit einem großen Troß von Dienern und unzähligen Wagen. Bei der Hochzeit der Gräfin Barbara Thurzo mit dem Grafen Christoph Erdödy kamen die hohen Gäste mit einem Gefolge von 2621 Personen und 4324 Pferden. Sie vertilgten 40 Ochsen, 19 Kühe, 140 Kälber, 350 Lämmer, 200 Schweine, 30 Auerochsen, 30 Rehe, 1400 Hühner, 8000 Eier usw., ferner 650 Eimer Wein und 295 Eimer Bier.

* **Eine Braut als Abonnementsprämie.** Aus London wird der „Frkf. Ztg." geschrieben: Der Eigenthümer des Wochenblattes „Pearsons Weekly" verfiel auf die kuriose Idee, seinen Lesern als Lockspeise eine Braut mit einem jährlichen Einkommen von 2000 M. zu versprechen. Der Verleger und seine Frau suchten eine junge Dame aus, die sich bereit erklärte, die Rolle zu übernehmen. Sie wohnt mit ihrer Mutter, einer Wittwe, in einer Vorstadt Londons und ist von dem Verleger und seiner Frau aus einer großen Zahl Kandidatinnen ausgewählt worden. Die Auswahl der Braut war eine verhältnißmäßig leichte Sache. Als es aber galt, den Bräutigam zu wählen, da haperte es. Hunderte meldeten sich: quässcirte Offiziere, Handelsleute, Pfarrer die Menge und viele Beamte. Aus diesen wurde eine Auswahl getroffen, auf Grundlage von Photographien und Referenzen. Der Verleger verstand sich dazu, den Werbern die Eisenbahnunkosten zu vergüten und sandte sie je einen täglich mit einem Begleitschreiben nach der Vorstadt. Dort wurden sie zum Thee geladen und der Braut förmlich vorgestellt. Aber der Rechte kam nicht. Gallonen Thee wurden getrunken, Centner Kuchen verzehrt, aber die Schöne mit dem Jahrgeld wollte von keinem etwas wissen. Dem Verleger ging nach einigen Monaten wenn nicht das Geld, so doch die Geduld aus; er erklärte, die Braut sei eigentlich zu gut für einen Mann und er müsse daher seine Offerte zurückziehen!

* **Eine Millionenerbschaft** hält die Bevölkerung des kleinen russischen Ortes Jagotino, Kreis Virjotin, seit einigen Wochen in Aufregung. Dort, inmitten der Ukraine leben in ärmlichen Verhältnissen drei Brüder P., von denen der eine Kutscher, der zweite Hausirer und der dritte ein durch Religionsstunden sich mühselig durchs Leben schlagender Privatlehrer ist. Ein vierter Bruder wurde als neunzehnjähriger Bursche vor 43 Jahren, zur Zeit des Kaisers Nikolaus unter die Soldaten gesteckt und galt für verschollen. Seine Brüder glaubten, daß er entweder im ungarischen Feldzuge oder später bei Sewastopol gefallen und betrachteten ihn als todt. Der Sohn der Ukraine lebte aber noch lange, diente dem Zaren und rückte allmählich zum General empor, als welcher er ohne Nachkommen, aber mit Hinterlassung eines Baarvermögens in Höhe von vier Millionen Rubeln sowie dreier umfangreicher Güter vor Jahresfrist in Petersburg verstarb. Die Ansprüche der drei Brüder auf die Millionenerbschaft sind derart sonnenklar, daß zahlreiche klewer Advokaten sich ihnen erboten haben, den Prozeß ohne jeden Vorschuß zu führen und sich erst, nachdem die Erbschaft angetreten sein wird, mit der Kleinigkeit von zehn Prozent des Nachlasses zu begnügen.

* **Die amerikanische Kritik** rechnet mit dem Publikum und zählt mit dessen Bestandtheilen. Wie Homer die Schönheit der Helena nicht besser zu schildern wußte, als daß er von dem Eindruck sprach, den sie auf Troja's Greise gemacht, so schildert der „Newyork Herald" das erste Auftreten der Sarah Bernhardt als Tosca im Madison Garden-Theater, indem er ihr Spiel an seiner Wirkung auf einzelne Persönlichkeiten demonstrirt. Der Bericht des Herald hat folgenden Wortlaut: „Unter den Zuschauern, welche durch die große Dolchscene im vierten Akt am meisten erschüttert waren, nennen wir Hrn. Charles A. Dang, der zweimal ein Taschentuch hervorholte und viele Thränen vergoß, ferner den General William Cathing, der so entzückt war, daß er der Künstlerin mit Ueberanstrengung seiner Lungen Beifall zujubelte; außerdem Hrn. Marschall P. Wilder, den man etliche male am ganzen Körper zittern sah, endlich last not least etwa ein Dutzend vornehmer Damen, die in ihrer Begeisterung den Theaterzettel zerknüllten und während des Beifallsjubels kleine hysterische Anfälle bekamen."

* **Im dramatischen Leben Japans** ist eine große Veränderung eingetreten: von nun an dürfen Schauspieler und Schauspielerinnen gleichzeitig auf der Bühne erscheinen. Bisher war jede Begegnung beider Geschlechter untersagt und man konnte Liebesscenen, wie folgende, bewundern: Er (allein auf der Bühne): „Wohlan, theure Lip-Yg-Fo-Pan-Lu, wenn ich Ihnen endlich die Ursache meiner Leiden gestehen soll: Ich — liebe Sie!" (Geht rechts ab.) — Sie (von links kommend): „Auch ich, mein theurer Tien-To-Perry, auch ich liebe Sie!" (Sie verschwindet). Er (wieder zum Vorschein kommend): „Ach tausend Dank — doch, werden Sie mir offen antworten, wenn ich Sie um etwas bitte? — Sie (nachdem sie sich überzeugt, daß niemand mehr auf der Scene ist): „Gewiß, ich verspreche es Ihnen." (Zieht sich zurück.) Er (sich dem Souffleurkasten nähernd): „Würden Sie mir einen Beweis Ihrer Liebe, ein kleines Küßchen, verweigern? (Flüchtet sich rasch.) — Sie (einem Stuhle sich nähernd): „Nun, da haben Sie ihn." (Läuft davon.) — Er (auf die Bühne stürzend): „O meine Verehrte!" (Oeffnet die Arme und umfängt die Luft.) Die Bewegung des Publikums hat den Gipfelpunkt erreicht. Groß und Klein ist gerührt.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Herr Professor O. Liebreich, ein mehrfach glücklicher Pfadfinder auf dem Gebiete der Arzneimittellehre, ist, so schreibt das „B. T.", durch die Koch'sche Entdeckung mittelbar veranlaßt worden, seinen älteren pharmakodynamischen Ideen nachzugehen und Versuchsarbeiten in einer bestimmten Richtung vorzunehmen. Dieselben sind jetzt zu einem Abschlusse gelangt. Ueber die Ergebnisse derselben wird Herr Liebreich in der nächsten Mittwochssitzung der medizinischen Gesellschaft (vorausgesetzt, daß die Tuberkulose-Debatte heute abend zu Ende kommt) einen Vortrag halten, in welchem er ganz rückhaltlos und unumwunden über das Mittel und dessen Anwendung, namentlich über die Stärke der darzureichenden Gaben sprechen wird. Das Mittel ist, wie Herr Liebreich mittheilt, durchaus kein neues, es bedarf keiner besonderen Kontrolle bei der Zubereitung, so daß es von jedem Arzte sofort in Gebrauch genommen werden kann. Es ist nach der Versicherung des Entdeckers so überaus einfach, daß man nur darüber erstaunt sein wird, wie man nicht schon früher darauf gekommen. Da eine Allgemeinreaktion nach der Einspritzung des Mittels in das Unterhautzellengewebe nicht eintritt, so kann es selbst in denjenigen verzweifelten Fällen angewendet werden, bei denen man sich vor den Einspritzungen mit Koch'scher Lymphe scheuen müßte. Bei einer Anzahl sehr weit vorgeschrittener Erkrankungen ist das Mittel bereits angewendet worden und eine Heilung konnte bereits verzeichnet werden. Unter der Einwirkung des Mittels sieht man die grauen Tuberkelknötchen am Kehlkopfe geradezu zum Schwunde kommen. Daß eine Wiederholung jener Sturmscenen nach dem Bekanntwerden der ersten Mittheilungen über das „Tuberkulin" sich diesmal nicht wiederholen werde, dafür kann man eine sichere Garantie übernehmen. Liebreich ist zu erfahren und besonnen, als daß er ähnlichen Versuchungen wie manche andere Forscher ausgesetzt sein könnte. Bei der nächsten Gelegenheit, also bei der nächsten Vereinsversammlung der medizinischen Gesellschaft, wird das Mittel allen offenbar gemacht werden. Also, ein wenig Geduld noch und das Geheimniß wird alsdann völlig entschleiert sein!

— Passionsspiele in Paris. Man schreibt der F. Z. aus Paris vom 16. d.: Der anfangs mit ungläubigem Lächeln aufgenommene Plan, in oder bei Paris die Passionsspiele von Oberammergau nachzuahmen, gewinnt immer mehr Boden. Saint-Germain, das zuerst in Aussicht genommen wurde, liegt zu weit ab, man zieht jetzt das große Grundstück in Neuilly, direkt vor den Thoren der Stadt, wo Buffalo-Bill im Ausstellungsjahre so glänzende Geschäfte gemacht hat, vor. Der Plan geht von den Leitern der katholischen Arbeitervereine aus. Das zu bauende Theater soll im stande sein, 1500 Darsteller auf der Bühne zu vereinigen. Bei dem guten Andenken, das Buffalo-Bill an dem Orte hinterlassen hat, und in Anbetracht seiner langen Haare, würde es sich vielleicht empfehlen, den amerikanischen Cowboy als Darsteller einer der Hauptrollen zu engagiren.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 43. Halle a. d. S., Freitag den 20. Februar 1891.

[27]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

XI.

„Und das alles nicht wahr, geträumt und gelogen!
Und vom dämmernden Morgen der kühle Bescheid:
Tod, Liebe und Hoffnung — — — — —
Lebendig nur Schmerz und unendliches Leid."
Wolf.

„Onkel Valentin hat unser Anerbieten, für seinen Unterhalt zu sorgen, vorläufig ausgeschlagen und will dasselbe erst annehmen, wenn Direktor Siegfried fort ist. Diesem gegenüber glaubt nämlich der Oheim noch Verpflichtungen zu haben." — Das war der lakonische Bericht, den Yella von Rotheim über ihren Besuch in der Sägemühle ihrem Vater und ihrer Tante Lona erstattete. Der Freiherr war entrüstet, daß sein großherziges Anerbieten, wenn auch nur vorläufig, von Valentin abgelehnt wurde. Doch äußerte der Baron nichts gegen seine Tochter, deren reizbare Stimmung zu schonen, er sich verpflichtet glaubte. Er war der Ansicht, diese Reizbarkeit sei noch immer die Folge der starken Gemüthserschütterung Yella's bei der Erkenntniß von Salbergs niedrigem Charakter.

Auch Tante Lona sagte nichts zu dem Berichte Yella's. Ihr Wesen wurde der Freifrau von Tag zu Tag räthselhafter. Es kam vor — freilich nicht oft — daß Yella liebenswürdig, heiter und gut gegen Tante Lona war; gewöhnlich kam dann aber sofort der Rückschlag; Yella wurde ernst, kühl, zurückhaltend und war von einer wahrhaft unerträglichen Empfindlichkeit. Was hätte Tante Lona, was hätte Baron Rotheim wohl gesagt, hätten sie ahnen können, wie es wirklich in der Seele ihres Lieblings aussah!

Bei der Mittagstafel des zweitfolgenden Tages, als Yella dem Direktor gegenüber saß, wagte sie kaum zu sprechen, um nichts von dem Aufruhr ihrer Seele zu verrathen. Mit Scham und Reue dachte sie an den Auftrag, den sie Louis gegeben hatte. So oft die Thür aufging, wandte sie besorgt den Blick dahin, erwartend, der Diener werde seine Rückkehr melden. Yella kam sich selbst verächtlich vor, daß sie trotz des feindseligen Schrittes, den sie gegen Siegfried unternommen, sich während der Zeit doch hatte hinreißen lassen, ihm ihre Achtung und Theilnahme zu zeigen! Ja, ihre Theilnahme! — Hatte er sie nicht in ihrem Auge lesen müssen schon unter den flammenden Kerzen des Weihnachtsbaumes, und dann bei dem Zusammentreffen im Häuschen bei der Sägemühle? Alle diese Gedanken und Selbstvorwürfe machten Yella momentan jedoch nicht etwa unsicher in ihrem Verhalten gegen den Direktor, wohl aber wieder verschlossener und eisiger als je.

Siegfried dagegen schien die augenblickliche Wandlung in Yella's Betragen kaum zu bemerken. Er war in frohester Stimmung, plauderte und erzählte so anregend und geistreich, daß Herr von Strehlen, welcher während der Weihnachtsfeiertage Gast auf Schloß Rotheim war, auf das lebhafteste sein Vergnügen an der Unterhaltung bezeugte. Spät erst hob Tante Lona, die mit einem beinahe mütterlichen Gefühle ganz stolz darauf war, daß der Direktor sich so sehr der Sympathie des Herrn von Strehlen erfreue, die Tafel auf, und die Herren zogen sich in das sogenannte Rauchzimmer zurück. Aus dem Rauchzimmer gelangte man in die Bibliothek, und diese grenzte an den kleinen Salon der Baronesse von Rotheim.

Yella hatte sich nach der Tafel in ihr Boudoir begeben, um eine Weile ungestört ihren Gedanken nachhängen zu können. Die Zukunft lag so dunkel vor ihr. Sie konnte absolut keine Vorstellung von dem möglicherweise Kommenden gewinnen, namentlich keine Vorstellung davon, was dann wohl geschehen solle, wenn Direktor Siegfried der Frau gegenüberstand, die er einst geliebt hatte, Magdalene Büchner, und wenn er sein Kind sah — sein Kind!

Vielleicht kam sie nicht, vielleicht hoffte Magdalena keinen Erfolg von ihrer Gegenwart. — Yella schloß die Augen, ihr Kopf schmerzte so sehr von dem Denken. „Ach, hätte sie doch Louis nicht angehört, hätte sie diesen Auftrag nicht gegeben — oder wenn wenigstens Magdalena nicht käme!"

Ach, diese Wünsche waren eitel, denn eben trat nach leisem Klopfen Louis ein und meldete unterthänigst, daß Fräulein Magdalena Büchner mit ihm angekommen sei und ergebenst anfragen lasse, wann das gnädige Fräulein sie empfangen wolle.

Yella würdigte den Diener, dessen Verworfenheit ihr gelegentlich der Erzählung des Direktors von dem Schmuckdiebstahl erst bekannt geworden war, nicht eines Blickes: „Ich habe Befehl gegeben, daß man der Dame die Gastzimmer im Parterre links anordne. Ist das geschehen?" fragte sie kurz.

„Zu Befehl, gnädige Baronesse!" entgegnete Louis devot, aber sehr verwundert über den frostigen Empfang.

„Milka mag bei der Dame anfragen, ob es ihr gefällig sei, mich schon jetzt zu besuchen. Wenn es der Fall ist, soll Milka das Fräulein in meinen Salon führen. Wünscht die Dame erst auszuruhen, so lasse ich sie bitten, mir die Stunde anzugeben, wann sie mir das Vergnügen ihres Besuches machen will. — Haben Sie gehört?"

Eine Handbewegung und Louis entfernte sich, fast ein wenig verwirrt und bestürzt. „Du lieber Himmel! welcher Aufwand von Höflichkeit wegen eines Mädchens, das — das ja doch eine Gefallene war." Er begriff die Baronesse nicht. Ihn, den gefälligen Diener, behandelte sie mit hochmüthiger Verachtung, während die „Dame" um das Vergnügen ihres Besuches gebeten werden sollte. Louis hatte Mühe genug gehabt, Magdalene Büchner zu überreden, mit ihm nach Rotheim zu fahren, und nur durch ein geschicktes Lügengewebe gelang es ihm, Magdalena zu bewegen, am dritten Weihnachtsfeiertage mit ihrem Töchterchen die Fahrt zu unternehmen.

Louis hatte Magdalenen erzählt, daß Yella eine tiefe Leidenschaft für Baron Salberg habe, daß Yella ungeachtet ihrer Erkenntniß des zweideutigen Charakters dieses Mannes ihre Leidenschaft nicht beherrschen könne. Nun habe er — Louis — aus aufrichtigster Theilnahme für seine Herrin, die Baronesse beschworen, Magdalene Büchner zu sich kommen zu lassen, um durch deren Erzählung ihrer eigenen traurigen Schicksale vielleicht die Kraft zu gewinnen, diese Neigung zu bekämpfen, welche die Baronesse unglücklich machen mußte. Es war ja Christenpflicht, der Baronesse die Augen vollständig über den wahren Charakter Salbergs zu öffnen. Ferner erzählte Louis der armen Magdalene Büchner, daß Salberg gegenwärtig im Schlosse nicht anwesend sei, Magdalene also nicht Gefahr laufe, dem ihr verhaßten und von ihr verachteten Mann zu begegnen. Endlich bat er Magdalene dringend, im Gespräche mit Yella den Namen des Barons Salberg ja nicht zu nennen, da die Baronesse bei ihrem leicht verletzten Stolze eine gänzliche Unbekanntheit mit dem Manne, von dem Magdalene erzählen würde, zu fingiren beabsichtige. Von der Anwesenheit Direktor Siegfrieds auf Schloß Rotheim erwähnte Louis wohlweislich nichts, und das Schreiben der Baronesse an Magdalene Büchner, in welchem Yella das Fräulein ersucht hatte, im Falle sie mit Rolf Siegfried einst in näherer Verbindung gestanden, ihre Einladung anzunehmen, um durch die Erzählung ihrer Schicksale ihr, der Baronesse, einen wichtigen Dienst zu leisten, hatte Louis durch einen ihm zweckmäßiger scheinenden Brief ersetzt, der an Stelle des Namens Rolf Siegfried den des Barons Salberg enthielt. Daß Yella vermeiden würde, Siegfrieds Namen direkt zu nennen, dessen glaubte Louis fast sicher sein zu können.

So war alles wohl vorbereitet, und Louis konnte getrost Milka den Auftrag geben, die fremde Dame und derer Töchterlein zu Baronesse Yella zu führen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910220061/fragment/page=0001

Mit der lebhaftesten Unruhe sah Yella dem Besuche der Fremden entgegen, und ihr Herz schlug fast hörbar, als Milka sorgsam eine schlanke, dunkelgekleidete Dame hereinführte, deren blasses, vor der Zeit gealtertes Gesicht die Spuren einstiger großer Schönheit trug. Die Augen der Fremden, die einst so herrlichen blauen Augen, lagen glanzlos und starr in ihren Höhlen!

Ein kleines, ungefähr sechsjähriges Mädchen, dessen liebliche Züge unverkennbare Aehnlichkeit mit denen der Mutter hatten, hielt sich schüchtern an der Seite der Blinden.

„Seien Sie mir willkommen, Fräulein Büchner," sagte Yella, die ihre ganze Selbstbeherrschung zusammennahm, mit gewinnender Freundlichkeit und bot Magdalenen die Hand. Die Blinde ergriff sie lebhaft.

„Sie also sind die Baronesse Yella von Rotheim, der ich die Geschichte einer Unglücklichen erzählen soll, damit" — Magdalena brach ab, sie erinnerte sich, daß eine Dienerin anwesend sei.

„Ich werde dich rufen, Milka, wenn ich deiner bedarf," sagte Yella zu dem Kammermädchen und führte, während sich Milka entfernte, Fräulein Büchner selbst zu dem Sopha. „Und du, mein kleines Mädchen, willst du mir nicht deinen Namen sagen?" wandte sich Yella an das bildschöne Kind der Blinden, um dieser Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

„Eva Büchner", sagte die Kleine schüchtern und hielt das Kleid der Mutter fest, bis Yella das Kind mit einer gefüllten Bonboniere zutraulich machte und ihm schließlich ein Album zur Unterhaltung gab. Dann setzte sich Yella der Blinden gegenüber.

„Vor allem lassen Sie mich Ihnen danken," sagte die Baronesse herzlich, „daß Sie die Güte hatten, die Bitte einer Unbekannten zu erfüllen, und die wenn auch nicht lange, so doch im Winter immerhin unangenehme Fahrt nach Rotheim zu machen. Glauben Sie mir, ich fühle mich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit lebhaft verpflichtet. — Durch Verschiedene, in eigenthümlichster Weise zusammentreffende Umstände kam ich dazu, an Ihren Lebensschicksalen, so wenig mir auch davon bekannt ist, den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Die Gewißheit, die Sie mir durch eine ausführliche Erzählung zu geben vermögen, die sich aber streng auf das Thatsächliche beschränken muß, ist für mich von höchster Wichtigkeit. — Sie haben meinen Brief erhalten?""

„Ja, gnädiges Fräulein, die Mutter las mir ihn vor. Der Mann, den Sie in Ihrem Briefe nennen, ist mein Verderben geworden. — Sie sollen sehr schön sein, gnädiges Fräulein. Sie sind gewiß auch gut und geistvoll und besitzen irdische Güter, aber alles das würde den Mann, der mich so elend gemacht hat, wie ich bin, nicht hindern, auch Sie allein zu lassen, wenn Neues, Fremdes, Verbotenes ihn reizt.

Die schönsten und edelsten Charaktereigenschaften glaubte ich in ihm zu finden, edel und männlich klang jedes seiner Worte, und Sie, gnädige Baronesse, werden wohl dasselbe gefunden haben, und doch — doch war das bestrickende Aeußere nur die vergoldete Schale einer tauben Nuß!"

Yella griff mit der Hand nach dem Herzen, sie fühlte, wie es sich in herbem Schmerze zusammenzog. — Also doch — doch! — Ach, wie hatte sie gehofft, daß die Blinde ihr sagen würde: „Ich kenne Rolf Siegfried nicht, den Sie in Ihrem Briefe genannt haben, oder ich kenne ihn, aber er steht mir fern —" und nun, nun vernahm Yella aus dem Munde der Unglücklichen selbst, daß der Mann, der ihr wie die verkörperte Wahrheit erschien, eine einzige krasse Lüge war. Magdalene Büchner log nicht! Das blasse, von Leiden gefurchte Gesicht, die lichtlosen Augen, die müde Stimme, das waren ebenso viele Zeugen für die Wahrheit des Entsetzlichen!

Magdalenens scharfes Ohr hatte Yellas schmerzlichen Ausruf wohl vernommen. „Soll ich weiter sprechen?" fragte sie.

„Ja, ja, erzählen Sie," rief Yella gefaßter, „es ist gut, wenn mir nicht der leiseste Zweifel bleibt. Wo lernten Sie jenen Mann kennen?"

„In dem Schlosse des Grafen Falkenau, wo ich als Erzieherin einer Enkelin des alten Grafen lebte. Ich hatte vorher vorher die Werbung eines der oberen Wirthschaftsbeamten des Grafen angenommen, denn ich hatte diesen Mann lieb, obgleich dieser Liebe ein wenig Furcht vor der geradezu herben Rechtlichkeit meines Verlobten beigemischt war. Da kam der andere! Ich war jung, leichten Sinnes und schön, gnädiges Fräulein, ja, ich galt sogar für sehr schön. Heute, mit meinem gefurchten Gesicht und den verbrannten Augen, darf ich's wohl sagen. Ich fiel dem eleganten jungen Manne auf, er bemühte sich um meine Neigung. Wie das meiner Eitelkeit schmeichelte, die Neigung eines Mannes gewonnen zu haben, der durch seine glänzenden Eigenschaften sich bald der allgemeinsten Schätzung erfreute! — Lassen Sie mich kurz sein. Ich wurde nur zu bald die Beute des Verführers, ach so bald, daß ich eigentlich kaum das Recht habe, ihn anzuklagen!

Mein Verlobter hatte mich erst in sanfter Weise gewarnt. Ich hatte ihm voller Entrüstung geantwortet, bis — bis er uns einmal bei einer Zusammenkunft überraschte, die ich meinem Verführer bewilligt hatte. Mein Verlobter war außer sich vor Zorn und Schmerz. Ach, ich bekenne es selbst tief beschämt, die Liebe des besten und edelsten Mannes verrathen zu haben, um eines Wichtes, um eines Nichtswürdigen willen. Es war furchtbar, als die beiden Männer sich drohend gegenüberstanden und als endlich der grausam Beleidigte in furchtbarster Aufregung den Schurken ins Gesicht schlug!"

Yella preßte in namenloser Qual beide Hände vor ihr Antlitz. Aus den glanzlosen Augen der Blinden perlten heiße Thränen und rollten über die welken Wangen.

„Was weiter geschah," fuhr die Blinde mit gepreßter Stimme fort, „weiß ich nicht; ich war ohnmächtig geworden und niemand hatte sich um mich gekümmert. Der Mann, der mich bethört hatte, war am nächsten Tage abgereist, ohne mir eine Zeile zu hinterlassen. Und „er", an dem ich mich so schwer versündigt, würdigte mich natürlich keines Blickes — und noch kannte er nicht den ganzen Umfang meiner Schuld! —

Der Aufenthalt auf dem Schlosse war mir selbstverständlich unerträglich geworden. Ich bat um meine Entlassung und erhielt sie. Zu feige, schon jetzt meiner Mutter die ganze Wahrheit einzugestehen, nahm ich noch eine Erzieherinstelle bei den Kindern eines der reichsten Fabrikanten der Residenz an. Eine Zeit lang wenigstens hätte ich in verhältnißmäßiger Ruhe verleben können, wenn mein Gewissen mir nicht Tag und Nacht die bittersten Vorwürfe gemacht hätte. Angst und Furcht quälten mich, ich mußte ja daran denken, mich meiner Mutter zu entdecken — und das war furchtbar! — Wo ist Evchen?" unterbrach sich plötzlich die Erzählerin.

„Die Kleine ist in mein Boudoir gegangen, sie wird sich dort die Bilder besehen," entgegnete Yella wie aus einem Traume erwachend, „dem Kinde kann nichts geschehen, es ist kein Fenster offen."

Die Blinde nickte leicht und fuhr tief aufathmend in ihrer Erzählung fort.

„Nach ungefähr drei Monaten also, die ich im Hause des Fabrikanten äußerlich ganz angenehm verlebt hatte, bemerkte ich eines Tages bei Tische, daß ein Gedeck mehr als sonst und gerade mir gegenüber aufgelegt war. „Mein neuer Geschäftsführer wird mit uns speisen," sagte der Hausherr zu mir. „Nehmen Sie sich in Acht, sich nicht in ihn zu verlieben," fügte er scherzend hinzu, „unser Hausgenosse ist ein sehr schöner Mann." Ich lächelte gezwungen; solche Scherze waren nicht mehr nach meinem Geschmacke. In demselben Augenblicke trat der Erwartete ein, und — kein Wort vermag meine tödtliche Bestürzung zu schildern, ich sah meinen Verführer mir gegenüber. — Ich raffte mühsam meine ganze Selbstbeherrschung zusammen, um meine Bewegung zu verbergen. „Er" jedoch plauderte und lachte nach der ersten rasch vorübergegangenen Betroffenheit völlig ungezwungen und erwähnte mit der größten Unbefangenheit, daß er mich schon kenne.

So sehr ich bereits angefangen hatte, den Mann zu verachten, der herz- und gewissenlos das Mädchen, das er unglücklich gemacht, seinem Schicksale überließ, so sehr dankte ich trotzdem dem Zufalle, der mir den Elenden wieder zugeführt hatte. Meine Lage wurde ja von Tag zu Tag verzweifelter, ich sah unerbittlich den Augenblick herankommen, wo ich aus dem Hause des Fabrikanten freiwillig fortgehen mußte, wollte ich nicht schmachvoll hinausgewiesen werden. Und meine Mutter, wie gern hätte ich meiner Mutter den Schmerz erspart, in ihrer Tochter eine — Gefallene zu sehen!" —

Yella faßte erschüttert nach der Hand Magdalenens. „Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht weiter," bat sie mit bebender Stimme, „Sie quälen sich furchtbar, und ich — ich weiß ja genug!"

(Forts. folgt.)

Die beiden Geiger.

Von Leopold v. Sacher-Masoch.

Nach kurzer Wanderung kamen die beiden Geiger in die Nähe einer jener schwimmenden Schiffsmühlen, welche eine Eigenthümlichkeit dieser Donaugegend Ungarns bilden. Geza blieb stehen, nahm seine Geige zur Hand und spielte eine kurze Weise, welche offenbar drüben in der Mühle ebenso gut verstanden wurde wie ein Ruf, denn bald zeigte sich auf dem flachen Holzschiff ein Mann in Leinwand gekleidet, der mit dem Arm Zeichen gab und hierauf einen Kahn von der Kette löste, um die beiden Freunde vom Ufer herüberzuholen.

In wenigen Minuten war es geschehen, und die beiden Geiger hatten bis zum Anbruch der Nacht ein sicheres Asyl gefunden.

Als es dunkel geworden war und nur die bleiche Mondsichel die Fluthen der Donau und die leise wogenden Baumwipfel der kleinen Insel mit einem silbernen Hauch überzog, bestiegen die beiden Geiger den Kahn des Müllers. Er brachte sie rasch hinüber auf das stille geheimnißvolle Eiland und kehrte dann eilig zu seiner schwimmenden Mühle zurück.

Geza führte Stephan in das Dickicht und verbarg sich mit ihm in der Höhlung eines künstlichen Felsens, welchen er seit langer Zeit zu diesem Zweck ausersehen hatte. Hier waren sie durch dichten Epheu vor Entdeckung geschützt und konnten von der einen Seite Ufer und Landhaus überblicken und von der anderen eine Grotte, welche in den Felsen hineingebaut und mit Moos verkleidet war. Es währte nicht lange, so kam von Osten her ein Schiff mit weißen Segeln und bunten Wimpeln, das in der Nähe des Landhauses seine Anker auswarf und einen hochgewachsenen, in einen dunklen Mantel gehüllten Mann an das Ufer setzte, welcher auf dem mit Kies bestreuten Platz ungeduldig auf- und abzugehen begann.

Die Fürstin ließ sich indeß nicht lange erwarten. Bald kam auch ihr Boot stromabwärts geschwommen und sie selbst sprang an das Land, um den Mann, der sie erwartete, zu begrüßen.

Nachdem sie einige Worte gewechselt hatten, zogen sie sich in die Grotte zurück, und hier, als sie vertraulich auf einer Moosbank saßen, konnte Stephan den stolzen Fürsten von Siebenbürgen leicht erkennen und sein Gespräch mit Irma belauschen.

Von Liebe war allerdings nicht die Rede, nur von den kriegerischen Absichten Rakoczys, von den Verhandlungen, welche ihm der Sultan gemacht hatte und von den Maßnahmen des Wiener Hofes gegen die Türken und die ungarischen Malkontenten, aber das sah und hörte Stephan doch deutlich, daß Rakoczy in der Fürstin auch die schöne Frau und nicht allein die geschickte Bundesgenossin verehrte und daß Irma sich ihm unentbehrlich zu machen und ihn mit allen Fesseln politischer Ränke und weiblicher Koketterie an sich zu schmieden suchte.

Als Rakoczy und Irma sich verabschiedet und nach verschiedener Himmelsrichtung den Heimweg angetreten hatten, sprach Stephan: „Sie liebt ihn nicht, aber ist das ein Trost für mich? Von dieser Frau, deren Herz nur für Macht und Glanz empfänglich, darf ich ebensowenig ein wahres Glück erwarten als er. Es ist besser sie zu fliehen!"

In derselben Nacht hörte Irma unter ihrem Fenster Stephans Geige. Sie sprach zu ihr und die stolze Frau verstand ihre Sprache.

Es war ein wehmüthiger Abschied, ein Abschied für immer.

* * *

So leicht wie es Stephan geglaubt hatte, gab ihn Irma aber doch nicht auf. Nicht nur ihr Stolz war durch seine Flucht aus ihrem Zaubergarten herausgefordert, nicht nur ihre Eitelkeit verletzt, auch ihr Herz war verwundet, denn so weit es ihre Klugheit und Ehrsucht gestatteten, liebte sie ihn ja doch, ja ihn allein. Sie sendete im Geheimen wiederholt Briefe und Boten an ihn, und als er keine Antwort gab, als er ihren Bitten ebenso trotzte, wie ihren Drohungen, da faßte sie eine Art Haß gegen ihn, und sie beschloß ihn um jeden Preis in ihre Gewalt zu bekommen, und an dem Ungetreuen Rache zu nehmen. Denn das war jetzt in ihren Augen unumstößlich, daß er eine andere liebte, nur so konnte sie sich sein Verhalten erklären. Hatte sie ja doch keine Ahnung davon, wie nahe er ihr an jenem Abend auf der einsamen Insel gewesen war und wie sehr er ihr falsches Spiel durchschaut hatte.

Stephan verhielt sich einige Zeit ruhig auf dem Schlosse seines Vaters und erst als die abschätzlich von der Fürstin ausgesprengte Kunde zu ihm drang, daß sie nach Siebenbürgen gereist sei, um sich mit Rakoczy zu vermählen, begann er wieder mit Geza das Land zu durchstreifen und Trost zu suchen in der Natur, in der Kunst.

So kamen die beiden Geiger wandernd und spielend bis gegen die Grenze des türkischen Gebietes, das dem Pascha von Ofen unterstand. Hier in einem dichten Walde bemerkten sie zum ersten male, daß ein Reiter sie verfolgte, der mehr ein Späher zu sein schien als ein Räuber, der einen Ueberfall beabsichtigt.

Sie eilten vorwärts, um aus dem Dickicht herauszukommen und erreichten glücklich eine Czarda. Der Reiter ließ sich nicht wieder blicken. Dafür wurde in der Nacht plötzlich an die Thüre geklopft, und als der Czardawirth öffnete, drangen Vermummte herein, nahmen Stephan und Geza nach kurzer heftiger Gegenwehr gefangen und schleppten sie querfeldein bis zu einem Hügel, auf dem ein Reitertrupp hielt.

Beim rothen Lichte einer Fackel sahen jetzt die beiden Geiger, daß es Türken waren, denen man sie jetzt überlieferte. Ihr Anführer musterte beide vorsichtig wie eine angebotene Waare, dann rief er: „Was mache ich mit dem Zigeuner, laßt ihn laufen!"

Sofort wurden Gezas Fesseln gelöst und einer der türkischen Reiter trieb ihn mit der Peitsche davon. „Diesen hier," fuhr jetzt der Türke auf Stephan deutend fort, „kaufe ich für den Pascha von Ofen."

„Es handelt sich um keinen Verkauf," sagte einer der Vermummten, „sondern um ein Geschenk."

Stephan wurde nun auf ein Pferd geschnallt und fort ging es, in den Nebel und in die Nacht hinein.

In Ofen wurde der unglückliche junge Graf sofort seinem Gebieter vorgeführt, der ihn mit einem höhnischen Lächeln musterte. „Du bist mein Sklave," sagte er dann, „lerne als solcher bei Zeiten Demuth und Gehorsam. Weh' dir, wenn du dich auflehnst, oder dich nachlässig zeigst."

Stephan ergab sich ruhig in sein Schicksal. Man ließ ihn eine Weile im Felde arbeiten, dann in dem Garten des Pascha. Schließlich befahl ihn dieser zu seinem persönlichen Dienst. Stephan hatte bald empfunden, daß dies keine Gunst, sondern eine Strafe war. Der Pascha schien eine dämonische Freude dabei zu empfinden, wenn er den Grafen, den Christen, in den Staub trat, und war erfinderisch darin, seinem Sklaven Qualen und Demüthigungen zu bereiten.

Einige Zeit wähnte Stephan nur den Haß des Muselmannes gegen den Getauften zu empfinden, aber mit einem male sollte ihm eine schreckliche Klarheit über seine Lage kommen.

Eines Tages wurde er von zwei Türken in den Garten geführt und vor den Pflug gespannt. In dem Augenblick, wo sich der eine Moslim anschickte zu pflügen und der andere ihn mit der Peitsche antrieb, erschien der Pascha von einer hochgewachsenen Frau in reicher türkischer Tracht begleitet. Beide blieben in der Nähe stehen und sahen dem grausamen Schauspiel zu, bis Stephan unter der unerhörten Qual zusammenbrach und sich trotz der Hiebe seiner Peiniger nicht wieder aufrichten konnte. Da stieß die Frau ein höhnisches Lachen aus und schlug den Schleier zurück. Es war Irma. Nun verstand Stephan, was mit ihm geschehen war, und zornige Thränen rollten seine verhärmten bleichen Wangen hinab.

„Erkennst du mich?" fragte Irma vor ihn hintretend.

Stephan blieb stumm.

„Ich bin es, die du einst angebetet und dann treulos verlassen."

„Das ist nicht wahr," erwiderte er stolz.

„Lüge nicht," herrschte sie ihm zu, „Du hast mich verlassen und ich habe dich nach Gebühr bestraft. Ich war es, die dich dem Pascha überliefert hat, und um mir Vergnügen zu machen, behandelt er dich grausamer als irgend einen seiner Knechte. Verstehst du jetzt?"

Stephan nickte traurig mit dem Kopfe.

Seine Qualen waren indeß noch lange nicht zu Ende. An diesem Abend speisten die Fürstin und Rakoczy bei dem Pascha, mit dem sie wichtige politische Unterhandlungen führten, und Stephan mußte sie bedienen. Er that es ruhig mit christlicher Ergebung in sein schreckliches Loos, nur darin zeigte sich noch sein Stolz, daß er die Fürstin, die sich spöttisch an seiner Erniedrigung belustigte, keines Blickes würdigte.

„Nun," sagte der Pascha, als man bei dem Nachtisch angekommen war, „wie seid Ihr mit mir zufrieden, schöne Dame? Hab' ich es Euch recht gemacht? Ist mein Sklave, Euer kostbares Geschenk, nach Eurem Wunsch gedemüthigt und abgerichtet?"

„Noch nicht ganz, wie es mir scheinen will," bemerkte Irma.

„Das wollen wir gleich sehen!" rief der Pascha aus und winkte Stephan zu sich. „Auf die Knie, Sklave! Das Antlitz zur Erde!"

Stephan gehorchte und als der Pascha seinen Kaftan zurückschlug, um ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen, duldete er die Schmach ohne Widerstand.

„Was sagt Ihr jetzt, Fürstin?"

„Das Ihr ein Meister seid."

„Ihr seid also mit mir zufrieden?"

„Ja."

Schluß folgt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18910220061/fragment/page=0002